

Pfarrer Theodor Steinbach hat den Sagen von der Nonne Pia folgende Fassung gegeben.

Wie die Nonne Pia ihr Gelübde brach

Es war an einem Junimorgen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. — Im Kloster auf dem Vorberge kamen die Nonnen in weissem Habit langsam, feierlichen Schrittes aus ihren Zellen und wandelten schweigend durch die hohen Klostergänge in die Kapelle zur „Laudes“.

Doch nicht alle Schwestern erhoben ihre Stimme zu dem Psalm „Dominus regnabit“. Eine fehlte. Es war Schwester Pia. Sie hatte das Kloster in der Nacht heimlich verlassen. Trotzdem sie durch das strengste Gelübde der Klausur verpflichtet war, innerhalb der Mauern zu bleiben, war sie gegangen. —

Sie war die Tochter des Herrn von Bruchhausen, des mächtigen Gaugrafen. Etwas eine Stunde vom Vorberge, im Osten am Fuße der sechs gewaltigen Bruchhäuser Steine, stand seine Burg. Heute sollte in der Burgkapelle zu Bruchhausen die schöne Schwester der Nonne Pia mit dem Königssohn Harald aus dem Nordland getraut werden. Da die Nonnen niemals Besuche von männlichen Personen empfangen und mit ihren nächsten Verwandten nur durch ein Gitter sprechen durften, hatte die Schwester ihren zukünftigen Schwager bisher nicht sehen können. Und doch verlangte ihr Herz so sehnsüchtig danach, den nordischen Königssohn nur ein einziges Mal zu sehen und ihrer lieben Schwester, die schon am nächsten Tage hinaus ins kalte Nordland reisen sollte, das letzte Lebewohl zu sagen. Lange hatte sie gegen die Verlockung gekämpft; doch sie war unterlegen. In tiefer Nacht hatte sie ihren Habit mit den Kleidern einer Klostermagd vertauscht und hatte sich hinaus ins Freie geschlichen. Sie eilte den Vorberg hinab, an dem Dorfe Elleringhausen vorüber, zur Burgkapelle nach Bruchhausen.

Noch war es still dafelbst. Aber bald füllte sich das Gotteshaus. Aus dem Dorfe Bruchhausen, aus Elleringhausen und Elleringhausen, sogar aus Nulberg (Nulberg) und Umfelde waren Leute gekommen, um den Königssohn und seine holde Braut zu sehen.

Vom Turme der Burgkapelle läuteten die Glocken, Psalmen erklangen, die Orgel ertönte, feierlicher Gesang erscholl von der Bühne, und der Hochzeitszug trat in die Kapelle.

Vorn in den ersten Bänken kniete die Nonne Pia.

Jetzt kam der Zug an ihr vorüber. Schen hob sie die Augen, und da sah sie ihre schöne Schwester, sah das Glück auf ihren Wangen und sie sah ihren Schwager, den nordischen Königssohn. —

Ihr Schrein war erfüllt. Ein inniges Gebet für das Glück des jungen Paares stieg aus der Tiefe ihres Herzens zum Himmel empor.

Die religiöse Feier war beendet. Die Kapelle stand leer da. Nur Pia kniete noch vorn in der Bank. Während sie noch immer herzynig den Segen Gottes auf die Neuvermählten herabschickte, senkte sich das Gefühl ihrer Schuld schwerer und schwerer auf ihre Seele. Sie war eine treulose Nonne geworden.

Tränen brachen aus ihren Augen, schluchzend warf sie sich zu Füßen des Kreuzbildes nieder, erweckte aus Herzensgrund Reue über ihren freventlichen Ungehorsam und versprach dem Gekreuzigten, jegliche Buße willig auf sich nehmen.

Endlich trat sie hinaus.

Mittlerweile hatte sich der Himmel mit düsteren Wolken bedeckt, und fernher drohte das dumpfe Rollen des Donners.

Die Nonne Pia eilte vorüber.

Schon war sie am Fuße der Bruchhäuser Steine angekommen. — Da! Ein Blitzstrahl, der Berg und Tal weit hin erschellte. — Ein entsetzliches Krachen! — — —

Der Strahl hatte einen der gewaltigen Felsfelsen, einen der sechs Bruchhäuser Steine, zerprengt. Ein dichter Regen von Felsstücken stürzte nieder. —

Schwester Pia war verschwunden. —

Bermalmt lag ihr Körper unter den Felsblöcken begraben. *)

Obgleich die Nonne Pia ihre Sünde tief bereut und beweint hatte, konnte sie doch nicht gleich in den Himmel eingehen. Jahrhunderte lang mußte sie im Fegfeuer büßen. Nur von Zeit zu Zeit trat eine Pause ein in ihrer Qual. Dann erschien sie hier auf der Erde, an der Stätte ihres Klosterlebens, an dem Orte ihrer Sünde. —

In stiller Nacht wandelt sie dann einsam in ihrem Nonnengewande durch die Berge und Täler ihrer Heimat.

*) Noch heute sieht man auf der Höhe von Bruchhausen und weithin auf den Weiden gewaltige Felsblöcke zerprengt umherliegen. Es sollen die Trümmer des vor vielen Jahrhunderten vom Blitzstrahl in tausend Stücke gespaltenen Bruchhäuser Felsens sein. Auch zählt man jetzt nicht mehr sechs, sondern nur 5 Bruchhäuser Steine.

Der goldene Rosenkranz

In Westfalen herrschte einstmal eine entsetzliche Krankheit, die rote Ruhr. Keinen Stand, kein Alter, kein Geschlecht verschonte sie. Schon manches blühende Leben hatte sie dahingerafft.

In dem Dorfe Elleringhausen im Gierskopp-Tale lebte in dieser unglücklichen Zeit ein armes Mädchen, namens Katharina, mit ihren Eltern und ihrem Bruder. Auch sie und ihre Angehörigen waren vom Schicksal hart getroffen. Die Mutter lag schon jahrelang zu Bett und konnte sich nicht rühren. Ein Schlaganfall hatte sie gelähmt. Der Bruder hatte vierzehn Jahre lang in den Ergruben gearbeitet und das Gift unten in der Erde eingeatmet. Krank und hilflos lag er schon lange daheim und wartete auf seinen Tod.

Und jetzt hatte ihnen die furchtbare Katastrophe auch noch den Vater geraubt.

Doch die gute Katharina verzweifelte nicht. Schon sieben lange Jahre hatte sie die Mutter gepflegt und drei Jahre ihren Bruder Adolf dazu. Und dazwischen hatte sie für andere Leute genäht und sich fast tot gearbeitet. Vor Jahresfrist hatte Joseph Westen, ein wackerer Mann, um ihre Hand geworben. Aber sie hatte es ausgeschlagen. Sie wollte lieber daheim bleiben und Mutter und Bruder pflegen, anstatt dem Joseph, der drunten in der Welt viel Geld verdienen sollte, die Hand zu reichen. Sie ließ den Mut nicht sinken und vertraute auf den Himmel.

Und schon bald nahm ihr Gott einen Teil ihrer Last. Einmal Wochen nach des Vaters Tode riefte ihr Bruder Adolf in der kühlen Erde.

Aber trotzdem machten sich Armut, Elend, Hunger und Sorgen in dem Häuschen Katharinas breiter und breiter.

Eines Abends aing das Mädchen ins Pfarrdorf, in der Hoffnung, dort Näharbeit zu bekommen. Doch vergebens! Niemand wollte in solch schlechter Zeit noch nähen lassen, zumal von einer Näherin, in deren Haus die Ruhr gewohnt war.

Trostlos ging Katharina spät abends durch das Tal der Gierskopp heim. In tiefes Sinnen versunken kam sie an einen Felsvorsprung. Da! Gerade als sie um den Felsen biegen wollte, sah sie aus der Ferne eine Gestalt auf sich zu kommen, erst in schattenhaftem Umriß, dann deutlicher und deutlicher. Sie trug einen weißen Mantel und über Brust, Rücken und Kopf ein schwarzes Tuch. Ein weißer Schleier flatterte hinter ihr im Nachwinde.

„Die Nonne vom Vorberg!“ schrie Katharina zitternd und wollte zurückweichen. Doch da berührte sie schon leise eine Hand, und eine rührend milde Stimme sprach: „Ja, ich bin Schwester Pia, die Nonne vom Vorberge. Doch fürchte dich nicht! Ich habe deine kindliche Liebe und Aufopferung bewundert und deine Not gesehen. Da! Nimm diesen Seelenkranz und bete ihn bis zum Johannisfest für meine Seelenruhe. Wenn du ihn aber an diesem Tage beten wirst, dann wird von dem Kreuze und von jeder Perle etwas herniederfallen. Das bringe mir dann abends um die letzte Stunde hierher an diese Stelle!“

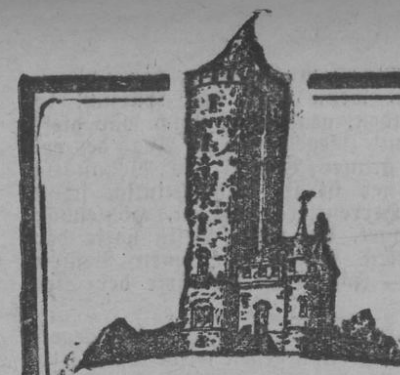
Die Katharina noch den Mund zu einem Dankesworte öffnen konnte, war die Nonne eilends wieder davongeschritten und den Vorberg hinaufgestiegen. Staunend sah das Mädchen ihr nach. Vom Vorberge hernieder aber schallte ein rührender Gesang. Herzergreifend klang das schöne Lied „Salve Regina“ klar und rein durch die stille Nacht.

Dann war es still. Die Nonne war verschwunden. Vom Ruthenberge her klagte ein Aeh, und die Gierskopp plätscherte milde im dämmenden Tal.

Als Katharina wieder daheim war, sagte sie ihrer Mutter nichts von der Erscheinung. Sie war frohgemut und vertraute auf Gott, obwohl die Not in ihrem Häuschen immer größer wurde.

Fünf Tage war es noch bis zum Johannisfest. Die Perlen des Rosenkranzes glitten täglich gar oft durch Katharinas Finger.

Fortsetzung folgt.)



Der Wächter vom Rahlen Osten

Beilage zur Sauerländer Zeitung

Blätter zur Pflege heimischer Art und Unterhaltungschrift

Nr. 4

Brilon, den 7. April 1934

Erscheint in zwangloser Folge

Aus der Geschichte des Dorfes Niedersfeld

von Rektor Hugo Cramer.

(1. Fortsetzung.)

Von der Entstehung des Dries Niedersfeld.

Niedersfeld ist das erste Dorf, das von der Ruhr durchflossen wird, nachdem die alte Siedlung in unmittelbarer Nähe der Ruhrquellen, an dem jetzigen Ruhrdamme, zu Grunde gegangen ist, deren Zerstörungszeit vielleicht in den 30-jährigen Krieg verlegt werden muß. In einer alten ungedruckten Chronik des Dorfes heißt es: „Niedersfeld ist von den Herren von Gaugreben, denen früher Grund und Boden gehörte, gegründet. Dieselben hatten hier ein Förstler- oder ein Jägerhaus und eine Wohnung für Leute, die den Bejuten von ihren Kolonen gesammelt haben.“

Das Haus, von dem hier gesprochen wird, heißt heute noch das Jünkerhaus, teilt also mit dem Jünkerhofe in Medebach, auf dem die Mitterburg der Herren von Gaugreben zu Medebach gestanden hat, wie die Treppe in seiner Geschichte der Stadt Medebach sagt, den gleichen Namen. Die von Gaugreben treten nun mit Bestimmtheit in der Geschichte im 12. Jahrhundert auf. Die Freigrafschaft Grönbach, zu der auch Niedersfeld gehörte, war freies Eigentum der von Gaugreben, bis sie es im Jahre 1423 dem Landgrafen von Hessen als Lehen antrugen. Dem Jünkerhaus gegenüber lag die Meierei, der Meierhof, dessen altes Gebäude in den letzten Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochen ist und wohl das älteste Haus des Dorfes war. Diese Stelle ist also wohl der älteste Hof. Die anderen Höfe, die zusammen die erste Dorfanlage ausmachten, lagen in langgestreckter Form durch die Niederung, die durch den Zusammenfluß der Ruhr und der Hille gebildet wird. Es handelt sich hier also wohl auch um eine der grundherrlichen, im 13. Jahrhundert entstandenen Dorfanlagen, die den eigenartigen Typus der langgestreckten Zeilendorfer tragen. In diese Zeit ist also wohl die Gründung des Dorfes zu verlegen.

Dem Meier oder Schulten, der an der Spitze der gesamten bäuerlichen Kolonate stand, fiel die Aufgabe zu, die Bewirtschaftung des Herrenhofes gegen ein bestimmtes Honorar zu leiten und die Erträge und Einkünfte des Herrenhofes zusammen mit den Abgaben der ihm zugeteilten Untertanen an den Grundherrn abzuliefern. Er vereinigte in seiner Person die Eigenschaften eines Landwirts und eines Rentmeisters. Der Meierhof also, Meierei genannt, ist wohl das Haus, von dem die Chronik berichtet: „ein Wohnhaus für Leute, die den Bejuten von seinen Kolonen gesammelt haben.“ Das „Jägerhaus“ aber diente den Herren, wenn sie der Jagd oblagen. So passen also die Verhältnisse auf die Zeit, in der die Grundherren solche Dorfanlagen wie Niedersfeld entstehen ließen, auf das 13. Jahrhundert und später.

Hoffentlich wird es den weiteren Forschungen gelingen, ein genaueres Datum zu finden. Auf keinen Fall aber ist die Anlage des Dorfes erst in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege zu verlegen, wie z. B. in der Schulchronik gesagt wird. Denn es gibt noch im Orte ein Haus, dessen altes Baujahr trotz der manchen Um- und Neubauten noch

erhalten ist, nämlich das Jahr 1650, also zwei Jahre nach dem genannten Kriege, und 1590. Außerdem wird in den berühmten Bauernpropheten, der die gesamten Waldungen des Dries in den Besitz der politischen Gemeinde brachte, also den wenigen Sohlstättenbesitzern entrag, von einem Beisitzer der Churfürstlich kölnisch-westfälischen Kanzlei gesprochen, der vom 11. November 1655 datiert und über das Kolonatsverhältnis der Inassen von Niedersfeld zu den Freiherrn von Gaugreben spricht. Wohl ist als sicher anzunehmen, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege, das heruntergekommene Dorf, von umliegenden Gehöften, die zerstört wurden, Zuzug bekam. So erzählt man sich von alters her, daß die Niedersfelder Leute vorher auf dem Neuenhagen an den Jünkerwiesen gewohnt hätten, wo jetzt noch die Ruinen einer Siedlung zu sehen sind und gesagt hätten: Laßt uns ins niedere Feld ziehen. Der Neuenhagen und das Dorf Niedersfeld haben einen Höhenunterschied von etwa 200 m. Die Siedlung, die an den Jünkerwiesen lag, die vielleicht den Namen Hopferinghausen gehabt hat (erwähnt 1354) ist sicher alt, hat aber nicht durch den Abzug der Bewohner die Veranlassung zur Gründung des Dorfes Niedersfeld gegeben.

Das würde auch auf das „Bauerfeld“ passen. Denn die „Dicke Linde“, die durch ein Feuer zerstört wurde und 6 m Umfang hatte, war der Baum an einem ehemaligen Bauernhofe.

Benutzte Quellen: Eine der ungedruckten Chroniken des Dorfes von Hugo Hankeln, dem ehemaligen Gemeindevorsteher.

Die Prozeßakten der Klage der Bettliger gegen die Sohlstättenbesitzer des Dorfes.

Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes,

— hg. von Fehr. v. Kerckhoff zur Borg.

Die Siedlung auf dem Neuenhagen.

Da droben auf der ca. 700 Morgen großen Heide wohnten Leute. Das sieht fest. Die sieben Hausstätten geben davon Zeugnis, ebenso der talwärts in unmittelbarer Nähe gelegene Eichenladenhäuser mit eingebetteten Holzbohlen und der Steinhausen auf der Höhe inmitten des Heidekrautes, der die Reste eines ehemaligen Kirchleins darstellen soll.

Wie von allen untergegangenen Siedlungen erzählt sich das Volk, die Hauptplätze auf dem Neuenhagen oder in den Jünkerwiesen seien die Überreste einer Siedlung, die im 30-jährigen Kriege zerstört worden sei. Wahr wird also sein, daß das Dorfchen in einer unruhigen Kriegszeit aufgegeben werden mußte. Lag es doch auf der Grenze zweier gegensätzlicher Gebiete, in unwegsamer Landschaft, die heute noch zwei Volksteile trennt: Westfalen — Waldeck, Katholiken — Protestanten. Auch heute noch sagt man in Niedersfeld, wohin die einstigen Bewohner nach der Zerstörung gezogen sein sollten: „Sie sieht aus wie eine von dem Neuenhagen.“ Das heißt, sie ist arm. Sagt man doch heute noch: Die Leute tragen zweierlei Strümpfe. Die Leute waren also arm.

Wenn die christliche Kunst die Himmelfahrt Christi darstellt, sieht sie es, den Eindruck seiner Kniee auf dem Boden des Desberges darzustellen, damit wir tröstlich wissen, daß er uns nicht gänzlich entrückt ist über die irdischen Völker, daß seine Fußspur allenthalben auf dem Erdboden sichtbar

Mein Herr und mein Gott.

Weißer blühender Sonntag. Wie bist du mit Erinnerungen gesegnet Wie bist du vollgefüllt mit Hoffnungen und Enttäuschungen!

Was sagt dieser unendliche Tag uns? Was sagt er uns, die wir schon Jahrzehntlang von ihm entfernt sind? Wie ist das Leben gleich einem laufenden Band an uns vorübergezogen. Dieser Weiße Sonntag ist der Tag der bittersten Empfindungen, aber auch der köstlichsten Reinheit.

Was liegt nicht alles hinter uns. Wieviel Entbehrungen und Heimlichkeiten bot uns das Leben. Wieviel an Verbotenem und wie wenig an Erlaubtem haben wir hinter uns. Das Licht des heimatlichen Tabernakels haben wir in uns auslöschen lassen. Das Magnifikat der heimatlichen Weibern in uns totgeschwiegen. Die Maidandachten und Rosenkranzandachten als „lächerliches Zeug“ abgetan. Den Weißen Sonntag, der uns doch einmal vor langer Zeit, ach wie lange wohl? — der unbegriff der ganzen Seligkeit dünkte, als Hemmung unserer selbst, aus dem Gesichtskreis der Empfindungen und Gefühle hinausgeschoben in die Kumpfkammer unserer am liebsten ungeschriebenen Erinnerungen. Aber der Weiße Sonntag läßt sich nicht verbannen. Er läßt sich nicht hinwegleben aus dem Innenleben des Menschen.

Heute gehen die Kinder zur ersten heiligen Kommunion. Heute begegnen wir ihnen in den Straßen und auf den Plätzen. Die Mädchen in weißen Kleidern und mit einem weißen Kranzchen. Die Jungen in dunklen Anzügen. In dem feierlichen Dunkel des Aushierens. Wir sehen die Kinder des Weißen Sonntags. Sie bleiben unseren Augen nicht verborgen, genau so wie uns unter eigenes Spiegelbild selbige Bilder vorpiegelt, die so lange schon verebbten, Verebbten? Freund, steh still! Hast du das Chorgestühl deiner heimatlichen Kirche vergessen, in dem die Eltern knieten, als du deinen hohen Ehrentag hastest? Hast du die Bank in deiner Kirche vergessen, in der du kniest, als der höchste Herr zu dir armenigen Menschen kam, dich heimzusuchen mit seiner Liebe und seiner unendlichen Gnade? Hast du das alles vergessen? Ja, Freund, was ist nicht alles verebbt, seitdem wir, die weiße, reine, hohe, garlandengeschmückte Kerze in der Hand, in irgendeiner Kirche, an irgendeinem Altar standen, vor irgendeinem Priester, vor irgendwelchen Volksmengen! Das Treuegelöbniß ist schnell im Trübel der bunten und der gottvergessenen und der, ach, so lose verankerten Welt verlorengegangen. Der Schwur am Altare des Herrn, mit einem so überallicklichen Herzen, mit einer so brennenden Liebe, mit einer so herrlichen Verehrung verschmolzen in der Glut der wechselvollen Tage, verschmolzen in der Sekunde nach dem vermeintlichen Glück, nach der vermeintlichen Ehre.

Hinweg mit den Erinnerungen. Sie zerfressen mich heute, sie machen mir das Herz unnützlich schwer. Ach habe keine Zeit zur Besinnung! Fort mit den Gedanken von gestern! O Freund! Wohin bist du verirrt? Wie weit bist du gekommen?

Hast du wirklich so schnell und ohne inneren Schmerz deinen Erstkommuniontag vergessen? Deine weiße, reine, hoch nach dem Licht strebende Kerze? Sind es schon dreißig, schon zwanzig, schon zehn, schon fünf Jahre her, daß du äußerlich, oder wenigstens innerlich, in der strahlenden Farbe des feierlichen Anzugs vor unserem Herrgott in der Kirche standest? Trägst du noch heute die Farbe deines Weißen Sonntags? Sprichst du noch heute mit Thomas das gläubige, das himmelansehende, das überalllickliche: „Mein Herr und mein Gott?“

werden wird in dem Segen, den seine Apostel den Völkern bringen, nach dem Prophetenwort: „Wie schön sind die Schritte der Friedensboten, die Frohbotschaft vom Guten bringen!“

H. Hugo Lang, D. S. B.

Von Maria Grote.

Ach wieviel Glanz hat das Leben zerfressen! Wieviel strahlendes Glück elend zerbrochen! Wieviel unschuldige Güte und Offenheit innerlich zertrümmert und vernichtet!

Wenn die Erstkommunikanten heute aus der lichterstrahlenden Kirche mit den Eltern, mit den Verwandten, mit den Freunden, mit den Nachbarn, mit allen, die irgend wie an dem Feste Anteil nahmen, nach Hause kommen, durch die Höfe und Gärten ihrer Heimat gehen, die Treppen hinaufsteigen, das Grau der Kammern, das Dunkel der Familien mit dem Duft ihrer Jugend erfüllen, dann müssen tausend erwachsene Menschen, tausend zertretene Hoffnungen, tausend verirrte Großstadtmenschen stillstehen — und wenn sie noch die Kraft der Nüchternheit, die Kraft der Güte, die Kraft der Urwürdigkeit haben — die Tränen von den Wimpern wischen. So waren wir alle einmal. Ehe diese furchtbare Atmosphäre uns den letzten Reken unseres Jugendglaubens und unserer Kinderreinheit vom Leibe riß. Ehe das Leben unsere Augen trübe und die Gier nach Sünde und Verworfenheit weckte. Auch wir waren einmal rein und glücklich. Es ist nicht nur das Milieu, das uns zertrümmerte, nicht nur das „Niveau“, in das wir „aufällig“ gestellt wurden. Wir tragen selbst die Schuld, wir ganz allein. Kein System und keine Umwälzung und keine Richtung ist daran schuld. Wenn man einmal in der Sünde sitzt, dann hat man hundertertei Ausflüchte, das Unglück anderen in die Schuhe zu schieben. Wir ließen es mit stiller, grausamer Wonne zur Untreue kommen. Wir bluteten nicht einmal an der Wunde, die doch so tief schmerzte, müßte nein, wir beherrschten das Dasein! Und nun lachen wir über die alten Moden! Nur... ja! Nur...

Wenn die Glocken des Weißen Sonntags läuten, wenn die Kinder draußen mit ihren Eltern und Verwandten zur Kirche gehen, wenn wir die weißen und dunklen Kleider sehen, den Geruch der Kerze in uns haben dann, ja dann kriecht die Jugendzeit in uns und schnürt uns die Kehle zu und preßt uns ein merkwürdiges Wasser in die Augen und eine feldame Unruhe ins Herz.

Wenn wir die Kinder am Weißen Sonntag in Prozession in die Kirche und zur Kommunionbank ziehen sehen, wenn wir das Treuegelöbniß und den Treueschwur hören, dann wollen auch wir unter damals abgegebenes Versprechen erneuern, dann sollen wir in den letzten Winkel der Kirche und in den letzten Winkel des Herzens hinknien und mit den Kindern beten: „Mein Herr und mein Gott! Ach verdiene es nicht, daß du bei mir bist, und daß du mich umleuchtest und daß du mir deine Hand reichst. Ach bin nicht wert, daß ich meine Hände in deine Wundmale lege. Hilf mir, daß ich aufstehe, und hilf diesen Kindern, daß sie rein bleiben, daß sie dich stets mit sich tragen. Das Versprechen ihres Erstkommunionstages sei ihr Begleiter und, mein Herr und mein Gott, ein eigener Treueschwur. Gib mir meinen Kinderglauben und meine Kinderliebe wieder. Gläubig will ich sein und nicht mehr untreu. Liebe, warm soll mein Herz schlagen und nicht in Kälte erstarren. Laß mich heute, o du mein Herr und mein Gott, wieder ein glückseliges Kind meiner Jugendzeit werden. In deiner Liebe sei dieser Weiße Sonntag gesegnet.“

Mit diesem Gebet, das dir doch so aus dem Herzen kam, gehst du wieder in deinen Alltag, in deinen Beruf, unter deine Freunde. Laß das Gebet wirken, halt es lebendig, bleib ihm treu, so wie du es deinem Herzen und Gott versprochen hast. Der Krieche des Herrn wird mit dir sein, und du wirst einen ewigen Weißen Sonntag in deiner Seele tragen.

Der Weiße Sonntag.

Wie hat mir, so glaube ich, die Sonne so strahlend gescheinen wie an dem Weißen Sonntag des Jahres 1913, meinem Weißen Sonntag. Vielleicht daß sie an anderen Frühlingstagen früher oder später noch schöner und lieblicher, noch klarer und reiner gewesen ist; in meinem Gefühl aber und in meinem Bewußtsein blieb ihre Herrlichkeit allzeit hinter der Herrlichkeit jenes Tages zurück. Ueberhaupt schien damals alles schöner und besser zu sein, verwandelt und geläutert. Satter und strahlender leuchteten die Farben der ersten Frühlingssboten, der Schlüsselblumen, der Stiefmütterchen und Veilchen, würziger und süßer war ihr Duft, saftiger quoll das Gras auf den Wiesen, heller und voller tönten die Glocken der Kirche. Die ganze Welt, das Dorf, der Wald und das Feld, waren in Licht getaucht, in tiefen Frieden und glückhafte Versunkenheit.

Eigentlich wäre ich, gemäß meinem Alter, noch nicht an der Reihe gewesen. Aber die Eltern hatten beim Pfarrer die Erlaubnis erwirkt, daß ich „mitgehen“ dürfte, zusammen mit meinem Bruder, der um ein Jahr älter war. Und da wir die ersten waren, die von den zahlreichen Enkeln der Heiderleihen Großeltern zum Tische des Herrn gingen, sollte es ein großes Familienfest werden.

Der Samstagnachmittag, nach der Beichte, sah uns beide verwandelt. Nicht nur, daß es nicht zur leichten Schlägerei zwischen uns kam, was nach Lage der Dinge schon als höchst wunderbar bezeichnet werden muß, — wir redeten uns auf einmal auch mit den Vornamen an und sagten Fritz und Walter zueinander, was wir sonst immer, aus einer geheimen Scham heraus, vermieden und durch ein einfaches, trodenes „Du“ ersetzt hatten. Noch mehr: Es blieb auch der Samstagnachmittag frei von jedweden männlichen Kraftausdrücken, weil sie doch, man konnte es nicht wissen, mit Jüngern ein wenig verwandt sein konnten, und Fritz versagte es sich sogar, nach seiner Gewohnheit vor sich hinzuspucken, da auch dieses unter Umständen als eine Sünde, wenn auch als sehr lässliche, betrachtet werden konnte. Ja, seine inwendige Feiertags- und Gottesstimmung war so groß, daß er den ganzen Nachmittag fast nur hochdeutsch sprach, was ihn bei der Bildung von Sätzen oft in die ärgsten Verlegenheiten brachte.

Gegen Abend kamen die Gäste aus allen Himmelsrichtungen von nah und fern, aus Stadt und Land, es gab ein frohes Wiedersehen, ein großes Begrüßen und Erzählen, ein heftiges Gewimmel in allen Stuben und Gängen. Und da wir zwei, wie uns aufs deutlichste klar war, im Mittelpunkt dieser festlichen Dinge standen, da wir allein ihr Grund und ihre Ursache waren, so mußten wir sehr an uns halten, damit nicht der Hochmut und der Stolz von uns Besitz nähmen und wir uns nicht zuguterletzt noch auf solche Weise in Sünde verstrickten.

Und dann war, ehe wir uns versahen, der Sonntagmorgen da, mit der herrlichsten Frühjahrs- und Sommer- und Glodengeläut, mit dem lustigsten Wehen der Fahnen auf allen Straßen. Eine selbstsam behutame, ein wenig feierliche, ein wenig gerührte Stimmung war um uns, als wir von Mutter und Tanten zu dem großen Gange hergerichtet wurden. Es hatte das seine Schwierigkeiten mit den neuen schwarzen Anzügen, mit der Hofe, die erstmalig zum Zeichen des entscheidenden Uebergangs an richtigen Hosenträgern hing, mit den zu fest genähten Knöpfen und den zu engen Knopflöchern, mit den hohen steifen Kragen und den verzwickten Krawatten, und am Ende auch mit den Schuhen, die auf einmal allorts zu drücken angingen. Schließlich aber, als es schon Zeit wurde

Von Walter Siemes.

war es doch so weit. Nur noch das Sträuhchen an dem Rod-auffschlag, den hohen, schwarzen, breitkrempigen Hut auf den Kopf, den Segen der Eltern — dann gingen wir.

Es war wie ein Traum, wie ein seliger Rausch des Glückes: Der Gang durch die festlichen Straßen, der feierliche Zug von der Schule zur Kirche mit dem Bläserchor an der Spitze, Schritt um Schritt, die heilige Handlung in der mit Menschen vollgestauten Kirche. Es war ein großes Klingen und Singen, ein einziges Gloria, ein Schweben der Engel über der Erde.

Bis wir, der Seligkeit entrückt, wieder auf der Straße standen und um uns Menschen sich drängten mit strahlenden Gesichtern und Glückswünschen ohne Ende. Und dann kam der Festtagstafel an der langen, weißgedeckten Tafel mit allem, was Küche und Keller zum Frühstück nur hatten hergeben mögen, mit einer gedämpften, glückhaften Fröhlichkeit aller Beteiligten, mit den Ehrenplätzen für Fritz und mich. Hei, nun konnten wir doch wieder ein wenig stolz sein, konnten uns ein klein wenig in die Brust werfen, da sich doch nur alles um uns drehte, um uns allein.

Nach dem Kaffee aber kamen die Geschenke. Geschenke der Verwandten und Bekannten, der Freunde und Nachbarn. Allein zweiundzwanzig fromme Bilder zum Aufstellen oder Aufhängen erhielt jeder von uns. „Zur Erinnerung an den schönen Tag der Ersten Heiligen Kommunion“ stand unter ihnen allen geschrieben. Manche Bilder waren auch doppelt und zwei hatten wir sogar dreifach. Am kostbarsten aber war uns das Geschenk der Tanten, eine richtige Taschenuhr mit Kette, genau wie die Erwachsenen sie trugen. Wir konnten nicht aufhören, sie immer wieder herbeizuholen, sie anzuschauen und an ihr zu drehen, sie hin und her zu wenden und mit dem neuen Taschmesser auch einmal den Deckel zu öffnen und einen Blick zu tun in das wunderbare Räderwerk. Besonders, wenn ein neuer Gast kam oder gar ein Spielkamerad, war es auf keine Weise zu vermeiden, daß wir wie von ungefähr die Uhr aus der Westentasche zogen, um nach der Zeit zu schauen, nicht ohne Würde und Gemessenheit. Und wir wollten fast plagen vor Zorn, — soweit war es schon wieder mit uns! — wenn der andere es nicht zu bemerken schien.

So ging der hohe Tag im Gleichmaß von Frömmigkeit und Fröhlichkeit dahin. Und mit der Frömmigkeit, die am Nachmittag in der großen Dankagungsandacht wieder einen Gipfel hatte, und mit der munter veronnenen Fröhlichkeit hielten, wie das bei gott- und naturnahen Menschen zu sein pflegt, die Ergiebigkeit und die Dauer der Mahlgzeiten gleichen Schritt. So fand gegen Abend die Meinung des Großvaters, daß ein wenig Bewegung und frische Luft nicht schaden könne, Zustimmung und Widerhall, und so erhoben sich denn alle, manche nicht ohne Mühe, nach viertelstündiger Sitzung von der verköstigten Tafel und strebten hinaus. In Gruppen aufgelöst und geordnet, begannen sie, redend und zigarrenrauchend, durch Fluren und Auen zu wandeln, bis der irdische Mensch eine neue Sitzung vertrat.

Als Fritz und ich, zu Bett geschickt, allein auf unserer Kammer waren, und ich ihn, wie um zu vergleichen, fragte, wieviel Uhr er auf seiner „Zwiebel“ habe, antwortete er, ohne mich anzusehen, spitz und scharf, das wäre meine Sache nicht. Da wußte ich, was ich schon vorher geahnt hatte, daß seine Zwiebel kaputt war.

Heilige Helfer und Wohltäter im April.

Die meisten der karitativ sich betätigenden Monatsheiligen tragen den Bischofsstab oder gehören in einer niederen Würde dem Welt- oder Ordensklerus an.

Der heilige Hugo, Bischof von Grenoble, war nicht nur ein eifriger Seelsorger, der mit Gebet und Bußwerken für die Laubst und Gleichgültigkeit der ihm anvertrauten Menschen kämpfte und mit Fellen und schwersten Opferwerten gegen den Geist der Welt ankämpfte, er sorgte auch für das leibliche Wohl

seiner Diözese. Als ein Notjahr über sie hereinbrach, teilte er seinen ganzen Besitz und alle Einkünfte unter die Hungernen auf. In ähnlicher Weise wirkte der Spanier Nidor von Cartagena, der in Sevilla Bischof war und als Geschichtsschreiber und Wissenschaftler bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stand. Vor seinem Tode verordnete er sein Gut und Gut unter die Armen und vernichtete alle Schuldbriefe. In sehr frühen Jahren wurde der böhmische Adelige Adalbert